

See Genezareth: Mt. 14, 25-32

Lesung:

25 In der vierten Nachtwache ging Jesus auf die Jünger zu; er wandelte auf dem See. 26 Als die Jünger ihn auf dem See gehen sahen, erschrecken sie, weil sie meinten, es sei ein Gespenst, und sie schrien vor Angst. 27 Sogleich aber redete Jesus mit ihnen: Seid getrost, ich bin es. Fürchtet euch nicht!

28 Petrus aber entgegnete ihm: Herr, wenn du es bist, so heisse mich über das Wasser zu dir kommen! 29 Er sprach: Komm! Da stieg Petrus aus dem Boot, und er wandelte auf dem Wasser und ging auf Jesus zu.

30 Als er aber den Wind spürte, fürchtete er sich, und als er zu sinken begann, schrie er: Herr, rette mich! 31 Sogleich streckte Jesus seine Hand aus, hielt ihn fest, und er sagt zu ihm: Du Kleingläubiger! Warum hast du gezweifelt? 32 Und als sie ins Boot stiegen, legte sich der Wind.

Predigt:

Der deutsche Dichtervater Johann Wolfgang von Goethe hat unsere Lesung als „eine der schönsten Legenden“ bezeichnet, die er „vor allen lieb habe“:

„Es ist darin die hohe Lehre ausgesprochen, dass der Mensch durch Glauben und frischen Mut im schwierigsten Unternehmen siegen werde, dagegen bei anwandelndem geringsten Zweifel sogleich verloren sei.“

Das Wort Zwei-fel bedeutet etymologisch, dass jemand zwei-fältig ist, also nicht ein-fältig auf etwas ausgerichtet. Ein Zweifler, um es mit einem geflügelten Wort nochmals von Goethe zu sagen, ist einer, in dessen Brust zwei Seelen wohnen. Etwas Ähnliches meint das Wort für „zweifeln“ im griechischen Urtext (distazo), nämlich ein Treten nach zwei Seiten hin, der unmögliche Versuch, zwei Wege gleichzeitig einzuschlagen.

Hier wird der ursprüngliche Sinn der Einfalt deutlich, um die wir zuvor im Lied des reformierten Mystikers Gerhard Tersteegen gebeten haben: „Mache mich einfältig“. Einfalt meint Bündelung aller Kräfte, Sammlung aus der Zerstreuung, Konzentration auf das Wesentliche.

Wenden wir uns also dieser „schönsten aller Legenden“ zu: Es ist in der vierten Nachtwache, also in der Zeit zwischen drei und sechs Uhr, im ersten Morgengrauen wohl, es ist noch dunkel.

Der See Genezareth wird in Israel als Meer bezeichnet; seine Grösse ist also beträchtlich. Die Jünger sitzen im Boot weit draussen, es stürmt. Man sieht nur die Konturen einer über dem See schwebenden Gestalt. Kein Wunder, erschrecken die Jünger. Auch nicht abergläubischen Menschen könnte es in dieser Situation gruslig werden.

Jesus beruhigt die Jünger, indem er sagt: „Ich bin es. Fürchtet euch nicht!“ Vordergründig bedeuten diese Worte einfach, dass Jesus sich ihnen zu erkennen gibt als der, der er ist. Doch die Worte haben noch einen tieferen Sinn: „Ich bin es. Fürchtet euch nicht!“ sagt in der Bibel sonst Gott selber, und zwar mehrmals an bedeutenden Stellen, an heiligen Stätten, in Schlüsselszenen im Leben der Ur-Gestalten des Alten Testaments:

- Er sagt es zu Abram in einer Vision: „Fürchte dich nicht, Abram, ich bin dein Schild“.
- Er sagt es zu Isaak in einer Nacht: „Ich bin der Gott deines Vaters Abraham. Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir.“ (Gen. 26, 24)
- Er sagt es zu Jakob in dem berühmten Traum von der Himmelsleiter (Gen. 28)
- Er sagt es auch im Buch des Propheten Jesaja mehrmals: „Ich bin es. Fürchte dich nicht!“

Wenn Jesus also diese Worte spricht, dann offenbart er sich nicht nur als der Mensch, der er ist, sondern auch als Gott. Dazu passt auch das Motiv des Seesturms: Oft in der Bibel stürmt es, wenn Gott auftaucht.

Und schliesslich ist auch der Gang übers Wasser eine Fähigkeit, die in der Antike den göttlichen Wesen zugeschrieben wird. Menschen können das nicht.

All dies sind Indizien, dass Jesus hier auftritt, wie er später im Christentum verehrt wird – nämlich als wahrer Mensch und wahrer Gott. Gott selber kommt den Fischern im stürmischen Meer entgegen.

Nun folgt einer jener Auftritte, für die Petrus berühmt ist. Nicht umsonst ist Petrus der erste nach Jesus Christus, dessen Ikonografie gewisse typische Stilmerkmale herausgebildet hat:

Sein Haar ist dunkel und dicht mit Ansatz zur Stirnglatze, und er trägt einen Bart. Das ist Petrus, der Fels, ein Charakterkopf, eine Leaderfigur. Wie Goethe als Dichter-Fürst, so gilt Petrus als Apostel-Fürst. Auf allen Apostel-Listen steht er an erster Stelle, in der heutigen Lesung ist – wie könnte es anders sein – er es, der sich aufs Wasser wagt.

Der Gang übers Wasser ist eigentlich genau so unmöglich wie zum Beispiel das Versetzen von Bergen. Doch was, wenn Gott selber uns ruft, ins Unmögliche, ins Weglose, aufs offene Meer?

„Komm!“, sagt Jesus, das eine Wort genügt, um eine grosse Wandlung in Gang zu setzen:

Am Ende von Vers 29 heisst es: *„Petrus wandelte auf dem Wasser; er ging auf Jesus zu.“* Hier wird mit genau denselben Worten die umgekehrte Bewegung beschrieben wie am Anfang der Geschichte, wo es heisst: *„Jesus ging auf die Jünger zu; er wandelte auf dem See“.*

Der Bewegung Gottes auf die Menschen zu entspricht also die genau umgekehrte Bewegung des Menschen auf Gott zu. Diese Bewegung hinaus auf den See führt in göttliche Gefilde.

„Der Glaube“, sagt Martin Luther in seinem Kommentar zu unserer Geschichte, „macht Götter“. Die Geschichte bringt also auf symbolische Weise die alte Formel des christlichen Glaubens zum Ausdruck: „Gott ist Mensch geworden, damit wir vergottet werden“ (nach Athanasios).

Diese umgekehrte Bewegung der Vergottung des Menschen ist offenbar mit Schwierigkeiten verbunden. Das Wort des Herrn: „Komm“, hat zunächst tragende Kraft. Doch dann wird Petrus mit den Realitäten des Meeres konfrontiert: Er sieht den Sturm, er spürt den Wind – und bekommt es mit der Angst zu tun.

Einen Moment lang hat der Glaube Petrus in himmlische Sphären emporgetragen, dort, wo selbst die Gesetze der Gravitation nicht mehr gelten. Dann wird er zurückgeworfen auf sein Menschsein.

Er ist gezeichnet von den Zweifeln, die eben typisch sind für uns Menschenwesen, die ausgespannt sind zwischen Angst und Mut, zerrissen zwischen Grösse und Elend, kleingläubig zwischen Unglaube und Glaube.

Der Kleinglaube ist zu schwach, um das Sinken zu verhindern.

Und diese sinkende Bewegung, vermute ich, ist uns allen vertraut. Der bekannte Theologe und Psychologe Eugen Drewermann sagt (ebenfalls in einem Kommentar zu unserer Lesung):

Das Wasser ist „Symbol für alles, was im Leben nur irgend an Haltlosigkeit, an Bodenlosigkeit, an Abgründigem zu erfahren ist: die Angst vor dem Tod, die Angst vor Scheitern, die Angst vor der Sinnlosigkeit, die Angst vor dem Andrängen der Triebmacht des eigenen Unbewussten, die Angst vor allem noch

Unfertigen, Ungestalteten.“

Die hier geschilderte Angst ist, glaube ich, existenziell. Sie gehört wesentlich zu unserem menschlichen Dasein. Wir alle tauchen ein in den See Genezareth, der all unsere Abgründe symbolisiert.

Bei diesen Abgründen, scheint mir, kommt die „hohe Lehre“, die Goethe in unserer Geschichte ausgesprochen findet, an ihre Grenze, dass nämlich *„der Mensch durch Glauben und frischen Mut im schwierigsten Unternehmen siegen werde, dagegen bei anwandelndem geringsten Zweifel sogleich verloren sei.“*

Anders als Goethe meint, geht der zweifelnde Petrus keineswegs verloren. Da ist die rettende Hand Gottes, die ihn vor dem Untergang bewahrt. Martin Luther stellt nicht ohne Humor fest:

„Christus lässt den Schreienden nicht im Stich, sondern hilft ihm alsbald in einem Augenblick. Es war auch wahrlich Zeit, sonst wäre Petrus fischen gangen unter das Meer und hätte keine Fische mehr auf den Markt zu Bethsaida gebracht.“

Noch etwas Zweites scheint mir über Goethe hinaus bedenkenswert zu sein: Ich vermute, dass Petrus durch die Erfahrung des Sinkens auf eine tiefere Ebene des Glaubens vorstösst.

Im Vers 28 sagt er noch: „Herr, wenn du es bist, so heisse mich über das Wasser zu dir kommen!“ Das ist ein reichlich komplizierter Konditionalsatz. Im Vers 30, wo's ans Versinken geht, redet Petrus nicht mehr so gewunden. Er schreit nur noch: „Herr, rette mich!“ Das ist ein Ausruf ohne Nebensatz, eine Bitte ohne Bedingung.

Das ist die Einfalt, um die in Tersteegens Lied gebeten wird: „Mache mich einfältig“. In jenem Lied heisst es weiter: „Meer ohn' Grund und Ende ... ich senk mich in dich hinunter... Lass mich ganz verschwinden, dich nur sehn und finden.“

Wer, wie ich selber, nicht stark genug ist für Goethes hohe Lehre. Wer zu sehr zweifelt, als dass er göttergleich übers Wasser gehen könnte, der findet hier eine Alternative: Auch wir von der Schwerkraft Hinabgezogenen werden Gott finden. Er taucht auf, dieser Gott, eben dort, wo wir sinken. Er offenbart sich, wo wir verschwinden. Wenn „alles in uns schweiget“ – wie der Wind, der sich legt am Ende der Lesung – dann ist „Gott gegenwärtig“.

Zürich-Saatlen, 24. Juli 2011
Andreas Fischer